

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Amerikaner. Erzählung von St. Volk

[urn:nbn:de:bsz:31-338834](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338834)

Der Amerikaner.

Erzählung von St. Volk.



Es war gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die letzte Glut eines glasklaren Sommertages brennt über den Bergen und vergoldet die Spitzen der hochragenden Tannen. An den Hängen wogen die Saaten im Winde, und aus dem blühenden Tal steigt betäubender Duft.

Drunten klappert die Mühle. Die steht auf einem gar lustigen Plätzlein. Da schießen von allen vier Seiten die Wasser um das weißgestünchte Haus mit den grünen Fensterläden, so daß der Fleck, darauf die Mühle steht, eigentlich eine Insel ist.

Losend stürzt die Kanalsflut auf das knirschende Mühlrad und kommt, nachdem es dort sein Mütchen gekühlt, zum Vorschein, als schäumender Gischt, der sich etwas unwillig mit dem ruhigen Gewässer des Talbaches vermischt.

Umweit vom Haus, dicht neben der Brücke, befindet sich ein Kessel, in dem Schnaps gebrannt wird. Die Schnapsbrennerei ist ein Nebenverdienst des rüchigen Müllers. An den langen Winterabenden kommen Bauern, Knechte und ehrsame Handwerker und trinken ihr Gläschen „Gebranntes“ in der großen Müllestube. Hei, ist da oft ein Erzählen, Behaupten und Disputieren nebenbei, bis der Müller Schlag neun Uhr mit einem Knappen: „Jetzt isch Zit, ihr Manne!“ der Geselligkeit ein jähes Ende macht.

An dem Abend, da unsere Erzählung beginnt, wollen sich am Bach zwei Buben beim Fischfang. Barfuß, die Hemdärmel weit zurückgekrempt, liegen sie flach auf dem Rasen und tasten mit den Händen den Bachrand ab.

„Echo wieder ein!“ ruft der Krauskopf mit den flinken Bewegungen dem Größeren zu und rennt eilends an den kleinen Weiher, der neben dem Brunnen im Grünen liegt. Dort wirft er die silbrig schimmernde Forelle hinein, daß das Wasser leicht aufspritzt.

„Wenn i doch nu au mol ein verwise tät!“ ruft der andere fast traurig aus.

„Mueßt halt g'schwinder si“, lacht der Braune. „Gell meinsch, die Fischle warte, bis du mit dine dappige Finger kumsch?“

Ganz bleich ist der andre geworden. Er will heftig erwidern, da schrillt die Mühlglocke. Feierabend!

Unter der Haustür erscheint die stattliche Müllerin und ruft ihre Buben zum Nachtesfen. Ottmar, der Ältere, geht sofort ins Haus. Der Krauskopf will zuerst noch einen Fang machen. Und wahrhaftig: es dauert nicht lange, läßt er einen Prachtkerl in den Weiher gleiten. Eine Weile sieht er dem umherschnellenden Fisch zu, dann wendet er sich, nimmt einen Anlauf und schon steht er mitten drin im Schnapskessel. Die nassen Hände legt er auf den Kesselrand, wirft mit einer wilden Bewegung das Haar zurück und beginnt im Predigerton eine Ansprache an die Fische zu halten.

Der muntere Bub ist des Müllers Jüngster. Sein sehnlichster Wunsch ist, studieren zu dürfen und Priester zu werden, — um predigen zu können. Sie wissen es alle, daß das sein Wunsch ist, und doch redet niemand davon. Der Junge aber ist so fest von der Erfüllung seines Traumes überzeugt, daß ihm gar nie ein Zweifel kommt.

Wie könnt es auch anders kommen? Denkt er doch Tag und Nacht nichts anderes, als daß er einmal droben stehen wird auf der Kanzel und mit hintereißendem Feuer zu den Leuten redet. Inzwischen übt er sich halt ein bißchen. Besonders wenn der Vater nicht zu Hause ist. Der ist heute morgen mit dem Fuhrwerk nach Bilingen auf den Fruchtmarkt gefahren und wird erst spät heimkehren.

So kann er predigen nach Herzenslust. Der Schnapskessel ist seine Kanzel, und die Fische im Wasser sind die andächtigen Zuhörer.

Drinne in der Stube sitzen sie am großen, runden Tisch, die Müllerin mit ihrer Kinder-schar. Vier Buben und vier Mädchen sind so nach und nach um den Tisch gewachsen, eines so gesund und rotwangig, wie das andere. Nur der Ottmar ist ein schwächlicher Bub; er hat sich von einer schweren Kinderkrankheit nie mehr so recht erholt. Die beiden Ältesten, Klemens

und Eduard, stramme, sehnige Burschen, sind schon so viel wie Vaters Gesellen und führen in seiner Abwesenheit die Mühle selbständig.

„Wo isch d'r Polikarp?“ fragt die Müllerin aus dem Herrgottswinkel, die anvertraute Schar überblickend.

„D der“, lacht der Eduard und zeigt durchs Fenster, „guck, do us stoht er wieder im Schnapskessel un predigt de Fisch. Uff den könne m'r it warte.“

Die Müllerin blickt hinaus. Da steht der Bub, bis zur Brust im Kessel. Seine Bewegungen zeigen, daß er ganz in seinem Element ist. Das Gesicht der Müllerin nimmt einen gequälten Ausdruck an. Sie wendet sich ab.

„'s isch e Kreuz mit dem Bua, möcht nu au wisse, wem der nochschlägt. 's sind doch alle recht gsi in der Familie.“ Die Buben lachen hellauf.

„Recht isch der Bolli au, Muetter“, verteidigt Klemens, der Älteste, den abwesenden Bruder, „er isch g'scheiter als wir alle, aber — er hett halt sine b'sondere Sache an sich; 's Bescht wär, er tät Pfarrer wäre, derno könnt'r predige.“ Bei diesen Worten blickt er die Mutter ganz ernsthaft an. Die fährt herum.

„Sell wär m'r 's Labscht, aber —“, mit einem Blick auf die weitaufgerissenen Augen der jüngeren Kinder schluckt sie das weitere hinunter.

„Jo, zum Schaffe isch'r doch it viel, er hett der Kopf all am e andre Ort,“ pflichtet der zweite seinem Bruder bei.

„Esse jez, daß 'r fertig wäre!“ mahnt die Müllerin kurz, ein Zeichen, daß sie das Gespräch beendet haben will. Gleich wird es still in der Runde, nur die Löffel klirren, und die Mädchen kichern einander in die Ohren.

Laut klopft das Herz der Müllerin. Recht haben sie, die Buben mit dem Polikarp, aber der Müller wird nichts davon wissen wollen. Ihm geht der Hände Arbeit über alles. Und das Geld! — Wohl haben sie ein Häuflein Baken auf der Seite, aber, die Zeiten sind schlecht, die Familie, die ernährt sein will, groß und — 's studiere kostet Geld, viel Geld. Sie steht auf.

„Esse nu witer, i will e mol no dem Bua gucke.“ Da wird die Tür aufgerissen, und herein stürmt der Junge mit roten Wangen und sprühenden Braunaugen.

„Muetter, 's isch so schtill dus un schö — d' Fische loose, un d'r Bach schwägt un —“

„Kannsch nit au zum Esse kumme, wenn's Zit isch?“ tadelt die Müllerin. Dabei kann sie es aber nicht verhindern, daß ihr Blick mit mehr Wohlgefallen als sonst auf der frischen Bubengestalt ruht.

„Er hett doch predige müesse“, ruft es vom Tisch her.

„Du Bolli, sag's au 's nächstimol, wenn predige witt, no mache m'r e FÜR unter der Kessel, daß so recht warm wirtsch.“ Der Bub kümmert sich nicht um die Sticheleien der andern. Er setzt sich an seinen Platz und lacht fröhlich mit,

während er sich mit wahren Heißhunger über das Essen hermacht.

Spät in der Nacht kehrt der Müller mit seiner hochgeladenen Fuhr heim. Die Müllerin hat auf ihn gewartet. Klemens und Eduard nehmen das Fuhrwerk in Empfang. Der eine schirrt das Ross ab, führt es in den Stall und reibt das vom Schweiß dampfende Tier tüchtig mit Haberstroh ab, der andere trägt die schweren Fruchtsäcke in die Mühle. Nachdem alles bis ins Kleinste versorgt ist, gehen sie geräuschlos in ihre Schlafkammer zurück.

Inzwischen ist der Müller in die Stube getreten, wo schon das Nachtessen bereit steht. Eine hohe, hagere Gestalt schält sich aus dem Burnus. Aus dem scharf geschnittenen Gesicht blitzen ein paar klare, graue Augen in noch fast jugendlichem Feuer.

„Gottlob, daß wieder heil un g'sund do bisch, i han jedesmol Angscht, wenn so lang furt bisch,“ sagt die Müllerin, indem sie die dampfende Schüssel dicht vor ihn stellt.

„Bruchsch doch kei Angscht ha, ich un d'r Fuchs finde der Weg mit verbundene Auge vo Billinge her“, entgegnet der Müller. Und nach einer Pause:

„'s isch einer mit m'r g'fahre heut obe, en Triberger.“

„En ganz Fremde?“

„D'r Spieluhre-Aaron, du kennsch'n doch?“ Die Müllerin nickt. Der Mann lehnt sich an die holzgetäfelte Wand und legt den Löffel beiseite.

„Du Alte, ich mueß d'r no ebbis sage.“ Die Müllerin lächelt. Sie weiß, jetzt kommt was Besonderes. Das sagt ihr schon die Anrede, die sie ihm beileibe nicht übel nimmt.

„D'r Aaron brucht en Lehrbua, d'r Polikarp kann die nächscht Boch' scho im G'schäft eintrete. Der Bua isch nimmi z'jung zum ebbis lehre, un 's Müllern kann 'r it au no anfangen. Also, die nächscht Boch, richt'm alles bis dort, d'Wäsch und Sach!“



„Echo wieder ein!“ ruft der Krauskopf.

Die Müllerin ist ganz bleich geworden. Hefig zerrt sie an den weißen Puffärmeln, die ihr so gut stehen. Endlich stößt sie heraus: „Der Bua en Uhrmacher — du weisch doch, daß er schtudiere will. Der wird siner Lebtag kei Uhrmacher.“

„Sell will i sehe, ob er's nit wird! Muesch jeh du des Kinderg'schwäg au nochfrage?“

Des Müllers breite Hand fällt schwer auf die Tischplatte. Aber das Weib richtet sich hoch auf.

„Do han i doch au e Wörtle drei z'schwäße. Wenn der Bua it will, un i weiß, daß'r it will, un kei Freid dazua hett —“, sie rüttelt ihn an der Schulter, „no darfsch e nit z'winge, hörsch mi? Die größt' Sünd' wär's un — z'wungene Käse muse it —“

„Papperlapapp!“ schneidet ihr der Müller das Wort ab. „Studiere!“ — er macht eine wegwerfende Handbewegung — „Hudelmannszeug! Nichts für unserlei Leit!“

„Und wenn der Bua verlumpet, en Laugenig git? Wer isch derno schuldig?“

„En rechte Mensch verlumpet it, in kei'm Fall. Un wenn so ebbis in'm steckt, kumt's doch, un wenn zu allem „Jo“ sagsch, was er will. I hab 's Geld nit zum Furtwerfe, d' Zeite sin schlecht un — 's sin noch siebe andre do — glaubsch, i schick dia leer furt, wege dem Eine? — Der Polykarp wird Uhrmacher — Basta!“

Die Müllerin schweigt. Gegen den letzten Trumpf ihres Mannes kann sie nicht aufkommen. Und sie weiß: er hat einen Eisenschädel und wird durchführen, was er sich da hinein-gesetzt hat.

Am andern Morgen sitzt der Polykarp am Tisch über ein Buch gebeugt. Der Müller und der Zweitälteste tragen Mehl herein und füllen die Backmulde, die groß und breit am grünen Rachelofen steht. Der Junge wirft jedesmal einen ärgerlichen Blick auf den lesenden Bruder und einmal sagt er zum Vater noch unter der Tür:

„Vadder, schaff d'r Bollli furt, der Bua isch alt gnueg zum ebbis lehre. Dös Daheimrumsitze taugt nit.“

Der Müller antwortet nicht. Eine Stunde später aber steht er groß und wuchtig am Tisch vor seinem Jüngsten und erklärt ihm mit wenig Worten, in die er eine ungewohnte Güte legt, daß nun bald ein andres Leben für ihn beginne, und daß er das Uhrmacherhandwerk erlernen müsse. Der Bub ist wie vor den Kopf geschlagen. Krampfhaft hält er das Buch an sich gepreßt und blickt den Vater mit großen, fremden Augen an. Die Stube dreht sich im Kreise um ihn her, und der Schnapskessel drüben am Bach wächst zu einem drohenden Ungetüm.

„Vadder!“ fährt er plötzlich auf, flammendes Rot in dem hübschen Bubengesicht, „ich hab' immer g'meint, ich darf schtudiere — nichts anders will ich — Vadder, laß mi doch!“

Wie nun der Müller redet, ist jede Spur von Güte aus seinem Ton gewichen, eiserne Strenge klingt in jedem Wort.

„Schlag d'r den Firtlefanz us 'm Kopf! Dös isch nichts für unserlei Leit, Bua. Du dankst mir's später noch. Die legt Schindel tätscht mir vom Dach runter verschtudiere. Du wirsch Uhrmacher — Punktum!“

Der Bub fühlt: jetzt ist alles aus! Und in der darauffolgenden Nacht begräbt er seinen Jugendtraum. Das Gesicht wühlt er in das Rissen und gräbt die Zähne tief hinein, um durch sein Weinen nicht die schlafenden Brüder zu wecken. An der Kammer vorbei murmelt der Bach und eine eintönige, immer wiederkehrende Melodie schwebt durchs Fenster:

Vorüber, vorüber der sonnige Traum — für allweil vorüber, 's war alles nur Schaum.

Ein paar Wochen später finden wir den Polykarp in der Lehre. Sein heiteres Naturell hat sich von dem Schlag erholt, und er ist wieder der sonnige Bub von ehemals: freundlich und gefällig gegen jedermann, zu manch lustigem Streich zu haben. Er arbeitet, ist fleißig, aber Freude hat er keine an dem aufgezwungenen Beruf. Und bisweilen glüht ein fremdes Licht in seinem Blick, das ist, wenn ihn die Leute fragen, wie ihm sein Handwerk behage. Da springt dann immer ein böser Funke aus den braunen Augen.

Aber nie kommt ein Wort des Vorwurfs über seine Lippen, wenn er über den Sonntag zuhause ist. Und alle glauben, daß er überwunden habe. Nur die Müllerin liebt in seiner Seele und — bangt um ihn. Wie sie aber einmal dem Müller erneute Vorwürfe macht, meint dieser ganz gelassen:

„Hör' doch uff, Alte, wirsch sehe, d'r Polykarp bringt's am witeste von alle. D'r Aaro lobt e: er isch tüchtig im G'schäft un hett en helle Kopf. Der bringt's emol zu ebbis im Lebe.“

Die Müllerin tut einen brunnentiefen Seufzer und schweigt.

Ein paar Jahre später liegt an einem klaren Herbstabend ein junger Mensch am Mühlenkanal. Dieser Ernst liegt auf den klaren Zügen, und die Augen folgen den Fluten, die tosend in den Leerlauf schießen.

Morgen will er fortziehen, der Polykarp, weit fort in ein fernes Land. Es leidet ihn nicht mehr in der Heimat. Sein unruhiges Herz treibt ihn fort. Er muß hinaus in die Welt und wenn es sein Verderben wäre.

Ein Verwandter seines Vaters besitzt drüben in England ein gutgehendes Geschäft, in das dieser ihn aufnehmen wird. Freilich wird er dasselbe Handwerk auszuüben haben da drüben, aber es ist doch so viel Neues um ihn, das ihn lockt.

O wie ist ihm hier alles verhasst! Das ewig Gleiche Tag für Tag. Diese Arbeit — Rädchen auf Rädchen fügen, Feder zu Feder! Wohl hat ihm der Meister ein gutes Zeugnis ausgestellt — o ja, er hat gearbeitet — mechanisch, ohne Herz und Sinn dabei zu haben. Gar oft ist ihm gewesen, als müßte er alles an die Wand schleu-

den, als müßte er davonlaufen, gleichviel, wohin. Aber immer hat er sich bezwungen. Nein — aushalten würde er, aber dann, dann — Nun ist die Zeit da! Morgen geht's fort, morgen! Und dann — einmal muß doch der Tag der Freiheit kommen, der Tag, an dem er all den Ballast abwirft und seine eigenen Wege geht.

Er richtet sich auf. In seinen Augen funkt das gefährliche Feuer. Er faltet die Hände ums Knie und umfängt noch einmal die Stätte seiner Kindheit: die Mühle, den Bach, den Kessel dort — o, er ist glücklich gewesen in seinen Kinderjahren! Glücklich, da Traum und Sehnsucht noch von froher Hoffnung zehren durften. Glücklich, da er im Schnapskessel seines Vaters den Fischen predigte.

Eine heiße Welle durchjagt ihn, und er singt mit heller Stimme das Lied, das er sich selber erdacht hat und das sein Abschiedslied sein soll:

B'hüet di Gott, Mühlrad
Am schumige Bach!
Hus uff d'r Insel
Vom Grund bis zum Dach!
Fischle im Wasser
Un Bäumle am Weg,
Blüemle un Gräsle
Am wacklige Steg:
B'hüet di Gott! — B'hüet di Gott!
B'hüet di Gott, Badder,
Hes'ch's welle e so!
B'hüet di Gott, Mueter
Un hüül m'r nit no!
Gib m'r mi Ränzle,
Der Stecke dezua:
Hett all's mi vergesse,
Denk' du an di Bua!
B'hüet di Gott! B'hüet di Gott!

Da sieht er plötzlich die Mutter auf der andern Seite des Kanals stehen, die Schürze vorm Gesicht. Mit einem Satz ist er drüben.

„Mueter hüül doch nit, i gang ja gern und —“

„D Bua, i sieh di nimmi!“ schluchzt die Müllerin.

„Doch, doch Mueter, wenn's ebbis isch, schriebsch halt, derno kumm i, un wenn's vom End' der Welt wär,“ tröstet der Junge, obwohl ihm selber so eigentümlich schwer ums Herz wird. Er zieht ihr die Schürze vom Gesicht.

„Guck Mueter, i kan d'r doch nimmi an Schurzzipfel hange, der bricht jo — zu dem bin i jeh viel z'groß,“ lachte er hell hinaus. Und die Mutter lächelt mit und blickt voll Stolz auf den schönen, kraftvollen Sohn.

Zwei Jahre nach dem Weggang Polykarps begräbt man die Müllerin auf dem waldumrauschten Dorffriedhof. Eine Lungenentzündung hat die noch rüstige Frau in wenig Tagen dahingerafft. Es war alles so schnell gekommen, daß der ferne Sohn nicht mehr rechtzeitig benachrichtigt werden konnte. Ihr größtes Sehnen und ihr letzter Gedanke hat dem Sorgenkind im fremden Land gegolten. Ihre Ahnung

hatte sie nicht betrogen: sie sah den Buben nimmer.

Noch ein paar Briefe kommen von Polykarp, dann trifft plötzlich die kurze Nachricht ein, daß er England verlasse, um in Amerika ein neues Leben zu beginnen.

Eine flüchtig geschriebene Karte vom Schiff aus ist das letzte Lebenszeichen. Dann ist er drüben über dem Dzean und — ist verschollen.

— — — — —
Zwanzig Jahre später.

In einer größeren Stadt in Südamerika steht ein behäbiger Gastwirt und Bierbrauereibesitzer vor seiner Wirtschaft. Man erkennt in ihm unschwer den Deutschen. Als Schwarzwälder Bauernbub ist er herübergekommen und hat sich aus kleinen Anfängen durch zähen Fleiß und Tüchtigkeit emporgeschafft. Heute besitzt er ein ausgedehntes Geschäft und ein schönes Vermögen. Seine Frau ist die Tochter eines einflußreichen Amerikaners, die Kinder sind wohlgeraten und werden einmal eine glänzende Laufbahn beschreiten.

Ein stolzes, selbstzufriedenes Lächeln umspielt den Mund des Mannes. Was wär er wohl, wenn er daheimgeblieben wäre? Vielleicht Bauer auf dem väterlichen Hof, der allerdings ein mächtiges Bauerngut war. Die ungeheuren Waldungen, die dazu gehörten, standen so dicht, daß ein solches Dunkel drinnen herrschte, daß man bei einer Durchwanderung am hellen Tag nicht die Zeit von der Taschenuhr ablesen konnte.

Doch was nützte das? Es war weder Absatz noch Nachfrage an Holz und landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Die Einnahmen waren so gering, daß mancher Bauer mit seiner Familie auf seinem Hof darben mußte. Und er erinnert sich aus seiner Jugendzeit an einen Großbauer, der den schönsten Baum seines Waldes verkaufte für eine — Mundharmonika.

Der heimatliche Hof wurde vor vielen Jahren zu einem Spottpreis selbst für die damalige Zeit verschleudert, weil keines der Kinder ihn haben wollte.

Pah, was hätte er sich dort plagen müssen auf der karren Scholle! Wie viel schöner und gemüthlicher konnte er sich hier sein Leben schaffen! Und doch — manchmal wird es so kalt und öde um ihn, so, als ob er doch in der Fremde wäre. Und dann glaubt er aus weiter, weiter Ferne ein Rauschen zu vernehmen, das herüberzieht vom deutschen Heimatwald. Auch jetzt spürt er's. Er lehnt sich an die Mauer und schließt die Augen. Und plötzlich wandelt er durch den Waldesgrund auf heimatlicher Höh'. Es raunt und braust in seine Seele. Der Ruch der Lannen schwebt um ihn, und Vögel locken süß von allen Zweigen.

Ein vornehm gekleideter Herr entsteigt einer Kalesche und geht langsam vorüber, die klugen, braunen Augen forschend auf den Wirt gebettet.

Wahhaftig, der träumt am hellen Tag, denkt er bei sich. „Ist nicht die Art des Amerikaners.“ Und mit einem gewissen Kennerblick

stellt er fest, daß er ein Deutscher ist. Bei dem will er Einkehr halten.

Er grüßt. Der Wirt schreckt auf. Er schämt sich seiner Gefühlsduselei und gibt sich Mühe, ganz der nüchternen Amerikaner zu sein.

Höflich geleitet er den Gast in die Wirtsstube. Der bestellt seine Zehrung. Während sich der Wirt entfernt, läßt der Fremde seine Blicke durch den gut eingerichteten Raum gleiten. Zufällig streift er die Wand ihm gegenüber und — stußt.

Da hängt zwischen zwei Delgemälden ein einfaches Bild. Der Fremde schleudert seinen Stuhl zurück, daß er krachend zu Boden fällt und steht vor dem Bild, das da in einfachem Rahmen hängt.

Herrgott, der Mann, der da neben ein paar stämmigen Buben sitzt, ist ja sein Bruder drüben in der Heimat.

„Wirt, wie kommen Sie zu diesem Bild?“ herrscht er den Eintretenden an. Der ist ganz Verwunderung.

„Ich bin ein Deutscher, ein Schwarzwälder!“ stellt er sich mit einer leichten Verbeugung vor.

„Und das da,“ er deutet auf die Frau, die in der schmucken

Schwarzwaldhaube auf der andern Seite des Bildes zu sehen ist, „ist meine Schwester, die Müllerin in R. . . geworden ist.“

„So,“ sagt der andere langsam und legt den Finger auf den Mann im Backenbart, „und das ist mein Bruder, der Eduard.“

„Dann sind Sie der Polykarp?“ ruft der Wirt in grenzenlosem Staunen aus, „nach dem ich auf die Bitten meiner Schwester jahrelang erfolglos geforscht hab? Mensch, welcher Zufall!“

„Geforscht?“ fragt Polykarp ungläubig, „ich dachte, sie hielten mich längst für verdorben oder gestorben daheim.“

Die beiden schütteln sich die Hände, und die Freude steht jedem im Gesicht geschrieben. Dann geht's an ein Fragen und Erzählen, Erinnern und Besinnen; aber soviel der Wirt auch von sich erzählt, der andere, der sich auf einer

Durchreise befindet, weiß allen Fragen nach Beruf und Wohnsitz so geschickt zu entgehen, daß der Wirt eigentlich nur so viel erfährt, daß er Glück gehabt und in sehr guten Verhältnissen lebt.

Lange sitzen sie beisammen und wie sie sich trennen, gibt der ehemalige Müllersbub dem Verwandten das Versprechen, im laufenden Jahre seine alte Heimat aufzusuchen.

In der Mühle hat sich alles verändert. Der alte Müller ist längst heimgegangen. Durch weise Sparsamkeit hatte er es zu blühendem Wohlstand gebracht. Am Abend seines Lebens

ließ er ein paar neue Häuser errichten, in die seine Töchter so nach und nach ihre Nester bauten.

Klemens, der Älteste, war zuerst ein paar Jahre in England, kam dann zurück und hat sich in Triberg eine Kunstmühle gebaut.

Der Eduard hat als Müller und Bäcker jahrelang in der Fremde bei tüchtigen Meistern gearbeitet, ist mit dem Felleisen auf dem Rücken bis hinauf in die Hansastädte gewandert, hat viel gesehen und reiche Erfahrungen gesammelt und hat dann das väter-

liche Geschäft übernommen.

Der immer kränkelnde Ottmar ist gestorben. In der Mühle sind wieder vier Buben, von denen der eine dieselben Träume hat, wie einst der Amerikaner.

Eines Tages bringt der Postbote den Müllersleuten einen Brief von Amerika. Das ist jedesmal ein Festtag, wenn ein Zeichen von Onkel Engelbert kommt.

Und siehe da: Der Onkel schreibt von seinem Zusammentreffen mit Polykarp und von dessen Versprechen, im Lauf des Jahres die alte Heimat aufzusuchen.

Die Müllerin läßt die zahlreichen Verwandten zusammensetzen und erzählt ihnen die Neuigkeit. Heller Jubel bricht durch die Reihen der Vettern und Bäschen.

Der Polykarp! Der verschollene Onkel, um den das lange Schweigen einen besonderen



Eines Tages bringt der Postbote den Müllersleuten einen Brief von Amerika.

Nimbus gewoben hat! Daß er ein feineicher Mann sein muß, ist bei ihnen unerschütterliche Tatsache. Und — wer weiß, ob nicht mit ihm so ein feiner Goldregen über sie hersprüht?

Grausam zerstört die resolute Müllerin die Illusion, indem sie ihnen mit großem Gleichmut erzählt, daß der Polykarp drüben in Amerika eine Familie gegründet habe.

Ach, wie kommt jetzt die Ernüchterung über die lieben Verwandten! Eine seiner Schwestern meint hart und kurz, in dem Fall hätte er eigentlich fortbleiben können.

Den rechtlich denkenden Müller ärgert das Benehmen seiner Sippe sehr und er tadelt sie mit scharfen Worten.

Er und seine Familie wird den so lang Vermissten mit offenen Armen und treuem Herzen aufnehmen, gleichviel, ob er reich oder arm, frei oder gebunden ist. Er kehrt zurück in die Heimat, das genügt ihm.

Wochen vergehen. Da kommt eines Tages ein Bekannter in die Mühle und erzählt, er habe den Klemens getroffen in Triberg, es sei ein Amerikaner bei ihm gewesen.

„Des isch kei anderer, als der Polykarp“, sagt der Müller zu seinem Weib, und ein Freudenton durchzittert seine Stimme. Dann holt er einen fastigen Schinken herbei, und im Keller wird das frische Weinsäß angestochen.

Anderntags kommt ein Ausländer in das Dorfwoirtshaus und fragt nach dem Müller. Der Wirt sieht sich seinen Gast genauer an und — erkennt ihn. Da er auch ein Better ist, will er ihn bei sich behalten und die übrigen Verwandten zusammencufen, aber der Heimgekehrte wehrt entschieden ab. „Ich muß heim, jetzt leidet's mich nimmer länger!“ sagt er und geht seinen Weg weiter.

Auf der Brücke bleibt er stehen. Der Schnapskessel, seine Kinderkanzel ist nirgends mehr. Man hat das Schnapsbrennen aufgegeben, weil sich durch ein paar Gemohnheitsäuser Mißstände entwickelten, die dem Müller dies Geschäft vererkelten. Das war eine kleine Enttäuschung, die aber bald überwunden ist. Nun ist er da: aufrecht und stolz die Gestalt, das Gesicht tief gebräunt.

Mitten in der Stube steht er und breitet die Arme aus, als möchte er alles umfassen. Und dann bricht es aus seinem Herzen:

„Heimat, Heimat! — Ja, das ist sie noch, die liebe, alte Heimat! Jahrzehntelang hab' ich mich nach dieser Heimat gesehnt!“

„Mueß it gar so woi her sie,“ meint der Müller trocken, „sonst hättest auch wieder mal was von dir höre lasse.“

Da geht ein übermütiger Zug über sein Gesicht.

„Sieh, Bruder, ich hab' mir gesagt, das viele Schreiben hat auch keinen Wert, jetzt wartest mal ne Weile. Da sind's halt inzwischen zwanzig Jahre geworden.“

„Un wie jung du ussiehst, un wie uffrecht du bist! Man sieh't's, daß die's guet gange

isch. Un ich hab' so schinde müsse mi Lebe lang!“ So der Müller.

„Heisch's welle so ha!“ kommt's da in unverfälschtem Schwarzwälderisch zurück. „Weißt noch, wie zum Badder gseit heisch: schaff de Bolli furt, der Bua soll ebbis lehre?“

Und lachend geht er zu etwas anderem über. Die Kinder stehen scheu umher und blicken mit fast ehrfürchtiger Bewunderung auf den fremden Onkel. Der hat für jedes ein kleines Geschenk und gewinnt mit seinem fröhlichen Wesen die Herzen der Großen und Kleinen im Fluge.

Der Amerikaner ist bald überall bekannt. Er ist ein heiterer Gesellschafter, weiß viel zu erzählen und versteht es, so manches Erlebnis mit köstlichem Humor zu würzen. Ueber alles plaudert er, nur über seine Verhältnisse redet er äußerst wenig, und das Wenige ist unglauhaft. Das eine Mal besitzt er ein Gasthaus, das andere Mal eine große Farm, das dritte Mal wieder etwas anderes. Ebenso wechselvoll sind seine Familienverhältnisse. Aus all dem geht hervor, daß er niemand die Wahrheit sagen will.

In fast allen Häusern macht er seinen Besuch und frischt alte Erinnerungen auf. Ueberall freut man sich, wenn der Amerikaner kommt. Die Kinder laufen ihm nach, hat er doch immer etwas für sie in der Tasche.

Einmal ist Jahrmarkt in der nahen Stadt, den auch der Amerikaner besucht. Am Abend versammelt er die Müllerskinder um sich und reicht jedem einen schönen Geldbeutel.

„Kinder,“ spricht er dabei, „diesen Geldbeutel schenk ich euch, daß ihr das Sparen lernen sollt. Tut jeden Kreuzer zum andern, nur wer das Geld zusammenhält, wird es zu etwas bringen, sei es hier oder drüben in Amerika. Und wenn ihr ein Geldstück hineinlegt, sollt ihr an euern Onkel denken und an das, was er euch ans Herz gelegt hat.“

Diese Worte machen tiefen Eindruck bei den Kindern. Wie sie aber den Geldbeutel öffnen und ihnen ein Goldstück entgegenblinkt, bricht ein Freudengeheul los, und sie umringen jauchzend den Onkel.

Sechs Wochen bleibt er in der Heimat. Die meiste Zeit verbringt er im Elternhaus. Stundenlang liegt er am Mühlenkanal und nimmt das Rauschen der Fluten wie langentbehrte Musik in seine Seele auf.

Jeder Berg, jeder Baum, jedes Brännlein scheint ihn zu grüßen. Eine fast kindische Freude erfaßt ihn, wenn er irgend etwas Wohlbekanntes unversehrt entdeckt. Manchmal nach solchen Ruhestunden ist eine leise Traurigkeit und eine tiefe Unruhe in ihm, die er kaum zu meistern vermag.

Immer wieder prägt er sich das Bild der Heimat ein; er weiß ja, daß er sie jetzt niemals wieder sieht.

Allzufrüh ist die Scheidestunde da. Man bereitet ihm eine kleine Abschiedsfeier, und jedem ist, als scheide ein guter, lieber Freund.

Dann legt sich der Ozean zwischen ihn und die Heimat. Ein paar Briefe kommen noch von drüben, ohne Angabe der Adresse. Dann bleiben auch die aus, und nun bleibt er verschollen.

Die Verwandten disputierten noch eine zeitlang über den Amerikaner. Die Einen meinten, sein Reichtum werde nicht weit her sein, seine Kleidung sei so einfach gewesen. Die andern nannten ihn einen Geizkragen, und wieder andere zerbrachen sich den Kopf, mit was er wohl da drüben sein Leben mache.

Die Müllerin, eine stille Beobachterin, die ihrem Schwager die innere Unrast wohl ansah und seinen Erzählungen und Reiseschilderungen immer aufmerksam gefolgt war, vertrat die Ansicht, daß er Seelenverkäufer sei und den damals schwunghaften Sklavenhandel bestreibe. Genauer wußte eben niemand, und alle Nachfragen blieben erfolglos. Auch der Bruder der Müllerin sah ihn nie wieder.

Nach dreißig Jahren aber ließen die Nachkommen gesetzliche Nachforschungen nach dem Verschollenen anstellen. Da kam es heraus, daß der Amerikaner vor zwei Jahren im Besitze von elf Häusern und eines Riesenvermögens gestorben sei. Zur Univerfalerbin hatte er eine Frau eingefetzt, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens gepflegt hatte.

Des Müllers Wort hat sich erfüllt: Der Bub hatte es zu etwas gebracht. Ob er glücklich war dabei? Jedenfalls hat ihm die Zerstörung seiner Jugendsehnsucht eine Unruhe ins Herz getragen, die ihn später auf ganz andere Bahnen trieb. Aller Prunk und Glanz waren wohl nicht imstande, ihm ein tieferes Glück zu schaffen. Doch wer weiß es?

Das ist die wahre Geschichte des schlichten Müllerbuben, der als steinreicher Amerikaner starb.



Verlassen

Von Elisabeth Walter

Myr Lebblig chumm i nümme zweg,
de Dokter sait's, sen isch es woher;
do hoel i täglang uf de Steg
und lueg i d' Welt, scho sübe Johr.

Und lueg 's Zal abe — jeere Gott,
und lueg und lueg und cha 's it lo;
wenn doch my Hoffnig sterbe wott,
de chönntisch nomol zue mer cho!

As wenn sie 's ewig Lebe hätt,
sen isch my Hoffnig frisch und gund,
stobt vor mir uf, goht spoot is Bett,
und ghört no schlage jedi Stund.

My Seel, sie überlebt mi no,
setzt Köfili uf my Grab
und denkt, er chönnti nomol cho,
und denkt, er bricht si ab.

